

Nr. 107 Bromberg, den 11. Mai 1933.

Die Frau, die man übersah

Roman von Harald Baumgarten.

(14. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Reginald setzte sich auf den Stuhl, der vor dem Schreibtisch stand. „Lieber Mister Robertson, ich hatte mir das alles ganz anders gedacht. Limonadenfabrik — das konnte doch schließlich nichts so Aufregendes sein. Auch Madame de Pirelle meinte es — und nun — dieser Riesenapparat — ich muß mich erst sammeln, Mister Robertson."

„Gewiß, Mister Solm, ich verstehe es.' Ein Lächeln huschte über sein Gesicht. „Es ist etwas andres als Ihr Künstlerheim auf dem Montmartre. Xaver Beißwangers gibt es hier nicht, die wohnen bei uns in der Bowery, dem Viertel der verkrachten Existenzen. Und nun noch eine Hinterlassenschaft Ihrer Tante." Er drückte auf einen Knopf, die Tür ging auf, und ein junges Mädchen erschien.

Mit spielenden Gliedern ging sie auf Reginald zu. Der kurze Rock bedeckte kaum die kindlich schmalen Knie. Die kastanienbraunen Haare ihres Pagenkopfes umrahmten eine feine weiße Stirn, unter der zwei große Augen tief und klug leuchteten. Die Gestalt von geschmeidiger Anmut, und ihre Hände ausdrucksvoll. Das war der Eindruck, den Reginald empfand. Als sie ihm die Hand reichte, durchzuckte es ihn, als habe er schon irgendwo den Druck dieser Hand gespürt.

In einer lebhaften Gespanntheit stand sie vor ihm. Es war der Typ des amerikanischen Mädels, gesund, frei, mit schlanken Beinen und schönen, schmalen Füßen.

„Das ist Miß Gloria Smith, Ihre Privatsekretärin, Mister Solm. Helen Clifford hat bestimmt, daß sie ihre Stellung behält. Sie wird Ihr bester Ratgeber sein."

„Ich freue mich, Sie kennenzulernen, Miß Smith", wiederholte Reginald seine stereotype Begrüßungsformel. Als er ihr in das freie, offene Gesicht sah, fügte er hinzu: „Ich hoffe, wir werden gute Kameraden werden."

Ein seltenes Rot stieg in ihre Schläfen. „Ich will mich bemühen, Ihnen alles recht zu machen, Mister Solm." Und dann ging sie in ihrem freien, spielenden Gang aus dem Zimmer.

„O ja", sagte Robertson nach einer Pause, indem er sich den Rock auszog, um sich freier bewegen zu können, „nun wollen wir anfangen. Da ist also zunächst die Bilanz vom vorigen Jahr..."

*

Weit draußen, an der Peripherie Newyorks, von einem sorgfältig gepflegten Garten umgeben, lag in einem Kranz ähnlicher Villen das Haus Helen Cliffords. Sein Inneres war behäbig, aber keineswegs übertrieben luxuriös ausgestattet.

Mister Bill, das alte Faktotum des Hauses, klopfte energisch an die Tür. Reginald Solm erwachte mit einem trockenen Geschmack auf der Zunge, und von einem leise bohrenden Schmerz im Kopf geplagt, der ihn unwillkürlich an die Morgen erinnerte, da er, nach durchbummelten Nächten in der Rue St. Jacques das Tageslicht mit einem ärgerlichen Laut des Mißbehagens begrüßt hatte. Aber am Alkoholgenuß konnte es heute nicht liegen, denn das Abendessen, das ihm Mister Bill einsam und in englischer Reserviertheit im Speisezimmer servierte, hatte als Begleitung nur eine Flasche der berühmten Cliffordschen Limonade gehabt, der von jetzt an sein Leben gewidmet sein sollte.

Er sprang aus dem Bett und eilte ins Badezimmer, das, als Gegensatz zu den übrigen Räumen, eine prunkvolle Einrichtung aufwies. Das runde große Marmorbecken war tief in den Boden eingelassen, die Wände aus hellen Steinen, die zu einer kunstvollen Mosaik gefügt waren. Breite Ruhelager, elektrische Massageapparate, reich ausgestattete Toilettentische bezeugten die Vorliebe, die Helen Clifford für diesen Teil ihres Hauses gehegt hatte.

Reginald stand eben in eine Wolke von Seifenschaum gehüllt, unter der lauwarmen Dusche, deren Wasser mit einem erfrischenden Duft herabrieselte, als ein schrilles Klingeln an der Wand ihn aufhorchen ließ.

Es war eine Besonderheit dieses Hauses, daß auf jedem Tisch, an allen nur möglichen Stellen sich Telephone befanden, deren Bedienung durch eine eigne Zentrale geleitet wurde.

Unwillig griff er nach dem Hörer. „Hier Reginald Solm."

Eine muntere Stimme: „Morning, Mister Solm! Hier Gloria Smith. Ich wollte Ihnen mitteilen, daß Mister Robertson Sie dringend erwartet. Können Sie nicht möglichst schnell kommen?"

Reginald stellte die Brause ab. „Ich bade gerade, Miß Smith — es ist ja kaum Tag! Ich muß doch auch erst frühstücken!"

Ein helles Lachen, dann die Stimme Robertsons. „Morning, Solm!" — welch eine Ungeniertheit, mich so zu nennen, dachte Reginald —, „wie geht's, Sie Langschläfer? Los, old Boy, kurbeln Sie an, und fahren Sie Strafmandat!"

Bill erschien mit den Badetüchern. „Das Frühstück steht bereit, Mister Solm — der Wagen hält vor der Tür. Der Chauffeur hat schon dreimal getutet."

Mit einem heftigen Satz sprang Reginald aus dem Badebassin, nachdem er den Hörer mit kurzem „Ich komme!" angehängt hatte. „Ich bin nicht gewöhnt, gehetzt zu werden, verstehen Sie? Das hört jetzt auf, diese unanständige Eile, die hier Mode zu sein scheint." Aber er rieb sich doch mit bedeutend größerer Hast ab, als er sonst tat. Stürzte sich in die Kleider, riß den schmalen Ledergurt eng um die Hüften und ging mit Schritten, die viel zu schnell waren für das gemütliche Schlendern, das sie ausdrücken sollten, ins Frühstückszimmer. Er wollte eben die Tasse zum Mund führen, als das Tischtelephon unheilverkündend rief. Bill nahm den Hörer ab. „Ja, sofort — Mister Solm frühstückt — fährt sogleich." Er wandte sich zu Reginald. „Mister Solm, Sie müßten sich beeilen, eine Transaktion von größter Bedeutung liegt vor. Man will unsre Aktien mit Gewalt herunterdrücken."

Reginald warf die Serviette hin. „Sie scheinen auch mehr vom Geschäft zu verstehen, als ich, lieber Bill!" sagte er mit deutlicher Ironie. Bills Gesicht schaute durch eine Maske des Lächelns. „Wenn man siebenundzwanzig Jahre im Hause ist..." Und dann brachte er den Mantel, denn es war, trotz des Frühlingstags, noch etwas kühl.

Der Rolls-Royce schoß davon. Reginald zündete sich eine Zigarette an, sein alter knabenhafter Trotz erwachte. „Oh, ich werde mich nicht treiben lassen. Ich werde es ihnen schon zeigen!"

Und dann kam die Sehnsucht nach Paris. Stärker als auf der Seereise. Nach dem genießerischen Schlendern an der Seite Lilos auf den Boulevards, nach den Fahrten durchs Bois de Boulogne, die man im langsamsten Tempo, Grüße nach rechts und links austauschend, unternommen hatte, ja selbst nach dem behäbigen Xaver Beißwanger. Aber über all diesem stand Lilo. Lilo, die immer so gelassen und zurückhaltend, immer nur für Schönheit und niemals für Zweckmäßigkeit war, wie alle hier — in diesem gräßlichen Newyork.

Es war nur ein einfacher Übergang, an Jolanthe Falk zu denken. Er hätte ihr nie einen andern Namen geben können als diesen. Ob sie wieder in ihre Klinik zurückgekehrt war — seine Frau? Er lachte so laut auf, daß sich der Chauffeur umwandte.

„Zu komisch, daß er verheiratet war. Eigentlich ein wirkliches Abenteuer, eine Frau zu haben, die man nicht kannte, eine Fabrik, von der man nichts verstand, und ein Vermögen von zwanzig Millionen Dollar, über das man nicht verfügen konnte! Na, darüber würde man jetzt sofort mit diesem Mister Robertson — wie hatte er gesagt? „Old Boy??" Und einfach „Solm" — reden. Schließlich war man doch wer! Chef der Firma Clifford! Limonade en gros und en detail!"

Wieder lachte er laut und fröhlich und begegnete den erstaunten Blicken seines Chauffeurs im Spiegel, der sich mit der von Helen Clifford angenommenen Geschicklichkeit durch die Wagenflut, die sie umbrandete, hindurchwand. Reginald Solms Gesicht nahm einen strengen und abweisenden Zug an. Lachte ihn etwa schon der Chauffeur aus? Bloß weil er ein bißchen vergnügt war? War denn nicht einmal das erlaubt, in diesem Amerika, wo die Leute so toll auf busineß waren? Oh, er würde ihnen schon einmal beweisen, was Leben heißt, Kultur und Schönheitssinn in diesen Dollarrummel bringen! Ein echt Xaver Beißwangersches Kernwort trat ihm auf die Lippen.

Der Privatlift führte ihn direkt in sein Kontor, in dem er Miß Gloria Smith und Robertson in eifrigstem Gespräch, umgeben von dickleibigen Büchern, traf, über deren Seiten Zahlen wie eine ungeheure Masse toter Ameisen gestreut waren.

„Ich habe Sie dringend zu sprechen, Mister Robertson."

„Und ich Sie erst! Bitte, seien Sie künftighin Punkt acht Uhr hier. Es ist wichtig, daß ich rechtzeitig zur Börse komme. Die Lage der Firma verträgt keine Unpünktlichkeit. Henderson u. Co. bereiten etwas gegen uns vor. Sie wollen uns ruinieren und dann in unsern Fabriken eine Schnapsdestillation aufmachen. Aber sie werden sich in die Finger schneiden, ihr Kandidat wird nicht siegen."

„Henderson u. Co. interessieren mich nicht, ich habe mit Ihnen privat zu sprechen, Mister Robertson."

Miß Gloria Smith erhob sich, um zu gehen. Kräftig drückte sie Robertson auf ihren Platz zurück. „Bleiben Sie sitzen, Miß Gloria!"

„Komisch, wie ungeniert, nächstens wird er mich auch noch mit dem Vornamen anreden" — durchfuhr es Reginald.

„Was Mister Solm zu sagen hat, kann er vor Ihnen ebensogut aussprechen. Hier oben im Privatkontor gibt es keine Geheimnisse. Also, los, Solm!"

Reginald biß sich auf die Lippen und drückte seinem Gesicht den Stempel größtmöglicher Gleichgültigkeit auf. „Ich brauche einen Scheck über 15 000 Dollar."

„Das geht über meine Kompetenzen, Mister Solm. Ich darf außergewöhnliche Zahlungen nur mit Genehmigung der beiden Ehegatten bewilligen. Sie müssen sich erst an Ihre Frau wenden."

„An meine Frau? Wegen dieser lumpigen paar tausend Dollar, die bei meinem Vermögen ja gar keine Rolle spielen! Ich sollte mich erniedrigen, an diese Person zu schreiben, an diese Erb..."

„Stop!" — fiel ihm Robertson ins Wort. „Bei uns in Amerika habe ich noch nie einen Gentleman in solchen Ausdrücken von seiner Frau sprechen hören. Und ich denke, Sie sind uns so weit voraus an innerer Herzensbildung dort drüben!" Er trat zu Miß Gloria, die blaß und erschrocken auf ihrem Stuhl saß. „Ich möchte Sie doch bitten, ins Nebenzimmer zu gehen. Machen Sie diese Briefe fertig — ich komme gleich zur Unterschrift."

Überstürzt verschwand sie.

Robertson ging auf Reginald zu und stellte sich dicht und — wie es Reginald schien — fast drohend vor ihm auf. „Wozu wollen Sie das Geld?"

„Das brauche ich Ihnen nicht zu sagen."

„Ich glaube doch, wenn Sie es bekommen wollen."

„Ich muß es meiner Braut und meiner künftigen Schwiegermutter überweisen. Sie müssen hierher kommen, ich langweile mich hier!"

Noch nie war Robertsons Gesicht so erstaunt gewesen. „Sie langweilen sich — hier?" Sein Humor gewann die Oberhand, sein Lachen dröhnte durchs Zimmer. „Er langweilt sich in Firma Clifford! Mister, das ist der beste Witz, den ich seit Jahren gehört habe. Den muß ich auf der Börse erzählen. Der Chef der Firma Clifford langweilt sich. Wette, unsre Papiere gehen um zehn v. H. in die Höhe!"

Seine geräuschvolle Heiterkeit erbitterte Reginald noch mehr. „Ich bitte Sie, mir das Geld anzuweisen oder zu veranlassen, daß ich den Scheck spätestens morgen bekomme. Sie können ja kabeln, wenn Sie das für notwendig halten."

„Augenblick!" Robertson packte seine Briefe zusammen. „Augenblick, erst muß diese Post erledigt sein." Ohne Reginald weiter zu beachten, eilte er durch die Tür, durch die Gloria Smith verschwunden war...

Aus dem lichtdurchfluteten Fenster sah Reginald auf den Hudson, ohne die Schönheit dieses majestätischen Bildes zu erfassen. Er haßte dieses Haus, dieses Testament und dieses brutal hetzende Newyork.

Gloria Smith saß am Schreibtisch. Sie schrak auf, als Robertson eintrat.

„Er will das Geld haben, um die grand mere und Lilo nachkommen zu lassen. Dieser famose Gockelhahn Charles Rison wird wohl der dritte im Bunde sein."

Glorias Kopf sank ein wenig herab. „Ich dachte es mir."

In der tiefen Stille, die nach diesen Worten eintrat, hörte man, wie fernes Branden des Meeres, die Geräusche der Großstadt.

„Wir geben ihm das Geld! Es ist immer am besten, den Feind nahe zu haben, Miß Gloria, man kann ihm dann besser ans Leder. Und ich werde ihm ans Leder, verstehen Sie!", seine Faust dröhnte auf den Tisch.

„Sie haben recht, Mister Robertson", sagte sie einfach, und füllte den Scheck aus, den ihr Robertson hinreichte.

In seinem klaren Gesicht war keine Spur von Erregung mehr zu entdecken, als er den wartenden Reginald ansprach. „Ich habe mir es überlegt, Mister Solm. Wir machen die Sache. Dachte mir schon, daß Sie einmal mit besonderen Forderungen kommen würden, und habe mir von Ihrer Frau in London einige Blankoschecks ausstellen lassen. Also regeln Sie die Angelegenheit. Hallo, Miß Gloria! Kommen Sie — los!"

Die Gerufene erschien in der Tür. Sie sah blaß aus, als habe sie den Schreck über die heftige Auseinandersetzung der beiden Männer noch nicht überwunden.

Reginald ging ihr entgegen. „Ich bitte um Verzeihung, Miß Smith, daß ich mich vorhin habe hinreißen lassen, allein der Gegenstand..." Miß Gloria versuchte ein Lächeln. „Oh, es tut nichts, Mister Solm."

„Geben Sie ihm ruhig die Hand zur Versöhnung!" ertönte Robertsons Stimme aus seinen dicken Büchern hervor. Mit einem festen Druck umspannte Reginald die Hand, die sie ihm reichte. „Ich werde schon amerikanisiert," lachte er mit bezwingender Offenheit, „dieses shakes-hands ist wirklich eine nette Erfindung."

Dann eilte er hinaus. Im Lift zog er den Scheck heraus „Hatte wirklich diese Person unterschreiben müssen?"

Da stand auf einer Seite: „James Robertson“, auf der anderen, mit festen, klaren Buchstaben: „Jolanthe Solm, geborene Falk.“

„Jolanthe Solm“, dachte Reginald, „wie komisch das klingt. — Jolanthe Solm! Komisch, aber nicht gerade häßlich, nein, im Gegenteil, ganz und gar nicht häßlich!“

Er eilte zur Bank, um die 15 000 Dollar an Lilo de Pirelle, Paris, Faubourg St. Germain, zu überweisen.

(Fortsetzung folgt.)

Guten Abend, gute Nacht . . .

Brahms-Skizze von **Werner Krueger**-Hamburg.

Hinter dem Hof des alten Bauern Heyden, zwischen dem Heydenkamp und dem Grünen Deich, lag der winzigkleine Godefroystieg, in die kleinen, spitzgiebeligen, mit roten, naseweisen Dächern aus dunkelschattigstem Grün hervorlugenden Häuschen hineingekuschelt, überhängt von betäubend süß duftendem Jasmin und goldübergossen von den schluchzenden Trauben des Goldregens.

Die Abendsonne fiel in breitem Streifen auf die kleinen, blinden Fensterchen des alten Stiegs, als der schwarzgeteerte, mit dunklen, dichten Tüchern behängte Kastenwagen vom Grünen Deich her einbog.

Und wie der Wagen herabgepoltert kam, erlosch die Sonne in den Fenstern und wurde fahl. Die Buschröschen ließen die zarten Köpfchen hängen, und der Wind strich klagend durch die alten Rüstern auf dem Deich. War es nicht, als ob einer in blutrotem Mantel vor dem Zug daherschritte, mit abenteuerlich geputztem, spitzem Hut, grinsend das braune Knochenantlitz, in den knöchernen Händen die Sense führend.

Schüdderump! Schüdderump! Unser is de Leich'! —

Als die Männer in dem kleinen Gartenstübchen des letzten Hauses die Bahre aufstellten, regte sich nichts. Still lag die müde Schläferin auf dem Bette, dahingerafft von der so häufig in Hamburg herrschenden Cholera. Die Männer verharrten einen Augenblick. Von draußen drang durch das Gewirr der Jelängerjelieberranken grün abgetöntes Licht herein, erhellte notdürftig die Fensterecke.

Ehe sie indes noch die stille Frau auf die Bahre betteten, hielt einer sie zurück. Sie sahen erstaunt und dann gleich erkennend in das Gesicht eines jungen, untersetzten Burschen im knappen schwarzen Rock. Er trug eine Fiedel unter dem Arm und blickte sich nachdenklich im Raume um.

„Wartet, Leute! Ich bin des alten Brahms' Sohn. Ihr wißt, ich spiel' zu jeder Leich' auf. Scheint niemand mehr hier zu sein. So spiel' ich heute einmal ohne Entgelt. Soll das junge Weib da immerhin ein christliches Begräbnis haben.“

Da nahmen die Männer schweigend die Mützen in die schwieligen Hände. Der junge Johannes Brahms aber stellte sich zu Häupten der Toten und griff einmal über die Saiten, ohne viel zu stimmen, und dann spielte er leise und innig, so süß, daß man glaubte, er wiege die stille Frau da vor ihm in den Schlaf damit:

„Wenn ich einmal soll scheiden,
Dann scheide nicht von mir . . .“

Still war es darauf. Ein Seufzer klang durch den Raum. Doch wußte niemand, wer ihn ausgestoßen. Dann trugen die Männer sanft die tote Frau hinaus auf den Wagen. Eine Peitsche knallte, die Räder polterten über das Pflaster. Deichaufwärts.

Der junge Brahms packte seine Geige weg. Und dann, wie sich seine Augen langsam an das Dunkel gewöhnt hatten, sah er mit einem Mal ein zusammengekrümmtes Etwas da sitzen, ein blutjunges Ding, mochte fünfzehn, sechzehn Jahre alt sein, hatte die Hände vor das Gesicht geschlagen, leblos, wie tot. Nur ihr stilles Weinen rann durch die grüne Dämmerung.

„Sie — sie — hat ja immer die Sonne so gemocht — — hat immer zu wenig Licht gehabt — und Sonne — und Wärme — — und nun — bringt Ihr sie in die kalte Erde — —“

Hans Brahms stand ratlos vor ihr.

„Das geht doch nicht — —“ schluchzte das Mädchen vor ihm still vor sich hin, tränenlos, „das geht doch nicht! Du wirst ja frieren, Mütterchen.“

„Nein“, sagte der junge Geiger, „nein, das glaube ich gar nicht. Denk' doch, das ist ja nur unsere Meinung, daß wir leben mit unserm Körper. Aber — — da ist doch noch unsere Seele! Soll die denn — — dieses Schöne, Edle, Hohe, sterben — — wenn irgend ein plumper Zufall, Krankheit, Unglück, den Körper zerstört?“

Das Mädchen sah mit großen Augen zu ihm auf. „Ja, meinst du?“

Brahms legte seinen Geigenkasten weg und nahm sie still bei der Hand. „Komm mit! Du darfst nicht hierbleiben im Seuchenhaus. Hast du niemand sonst? Und wie heißt du?“

„Renate heiß ich“, flüsterte sie fast unhörbar. „Und Leute habe ich keine weiter in der Stadt.“

„Dann komm zu meinen Eltern! Die nehmen dich sicher auf. Ich bring' dich hin. Dann aber muß ich noch spielen gehen, ich will nur ein paar Pfennige verdienen, denn es tut not für das Studium.“

Sie griff noch schnell nach einem geflochtenen Körbchen, das neben ihr stand, und barg es unter dem Brusttuch, ehe sie folgte. Er sah mißbilligend auf ihre Hände, die den Schatz hielten. „Es ist nicht gut, Renate, Sachen aus dem Seuchenhaus mitzunehmen. Mag sein, es klebt noch etwas d'ran von dem Speichel des Würgeengels.“

Sie aber krümmte sich fast, und in ihre Augen trat Abwehr. Scheu wich sie zurück. „Das laß' ich nicht. Meine Mutter hat damit genäht, bis sie —“ sie flüsterte es fast nicht mehr, ein Schauer rann über ihren Rücken — „einschlief, Johannes.“

Da ließ er sie gewähren . . .

— — — — — — — — — — — — —

Der Schnitter Tod hielt reichste Ernte in diesem August des Unglücksjahres 1851. Der rote Mann vor dem Schüdderump hatte alle Knochenfinger voll zu tun, um jedem Totenzug voraus mit der gedengelten Sense zu klimpern. Aber es machte ihm sichtbarlich Freude, und sein Handwerk blühte wie selten zuvor. Am Herrengraben aber, dort, wo der Deich zum Stintfang lief, im alten, bäumeumrauschten Gartenhause des Stadtbassisten Brahms, fiel in zwei junge Herzen als reinstes Gottesgeschenk das güldene Sternlein erster, herzzerreißend-bittersüßer Liebe.

Hans Brahms spielte nach wie vor als getreuer Gefolgsmann des Schüdderumps zu den Leichen der Epidemie und gab die verdienten Groschen seiner Mutter. Dann aber eilte er hinunter in den Garten, wo hinten, jasminumduftet, in der alten Laube in stillem Hindämmern sein süßes Lieb träumte.

„Hans! Heut' hab' ich gefühlt, sie denkt an mich und ist bei mir — mein liebes Mütterchen!“

So gingen die Tage. Und eines Abends saß der junge Leichengeiger draußen am Jungiuskamp auf einem Kirchenstein und übte ein Liedlein, das er irgendwo gelesen und das ihn süß dünkte, zu spielen vor seinem stillen, himmelszarten Mädchen. Er kratzte anfangs mißmutig auf den Saiten. Dann aber kam die Dämmerung, und die Sterne blinkten auf. Da floß ihm etwas in die Hände. Er zitterte, und aus den Saiten rang sich sein Abendgruß los, für das Lieb daheim: „Guten Abend, gute Nacht . . .“

Als er aber nach Hause kam, traf er die Mutter auf der Treppe. „Das Renätlein ist nimmer da, Junge. Du mußt sie suchen gehen. Mag sein, daß ihr Heimweh übermächtig geworden ist.“

Es griff ihm würgend an die Kehle, und er lief mit der Geige im Arm hinunter zum Godefroystieg.

Das kleine Haus lag im Dämmern. Er schritt durch den Garten und rief ihren Namen. Aber alles blieb still, bis er im Zimmer stand.

Der Mond war aufgegangen und warf sein silbernes Licht über das Bett, auf dem die stille Frau gelegen hatte. Davor kniete das Mädchen. Als ob es schlafe. Doch wie er auf Renate zueilen wollte, hob sie abwehrend beide Arme. Und er erkannte an ihrem zarten Hals das Würgemal des roten Mannes. Da sank er aufschreiend zusammen. „Renate!“

Ihr Blick fiel auf ihn, groß und strahlend in überirdischem Lichte und voll unendlicher Liebe. „Sei nicht böse, Johannes!" flüsterte sie leise. „Ich bin weggelaufen, damit du und deine Mutter und dein Vater" — sie schluckte tapfer die Tränen hinunter — „nicht auch . . ."

„Süßes Lieb", flüsterte er, „ich hab dir etwas mitgebracht, mein Schlummerlied für dich." Und wie sie die Augen zu ihm wandte, nahm er die Geige zur Hand und spielte leise und innig sein Gutenachtlied.

„Guten Abend, gute Nacht, mit Rosen bedacht . . ."

Draußen rauschten die Linden. Die Rosen dufteten durch das Fenster schwer und betäubend. —

Und über sein sterbendes Lieb gebeugt, spielte der junge Leichengeiger sein Schlummerlied zu Ende.

„Morgen früh, wenn Gott will,
Bist du wieder erwacht!"

Da würgte es ihm im Hals, und er riß jäh den Bogen herunter. Die erste Saite sprang mit schrillem Schrei.

Peter Paul Pey.

Humoreske von **Kurt Bock**-Berlin.

Kennt ihr Pey, den lustigen Pey — mit vollem Namen Peter Paul Pey Fredrichsen, den Mann der großen Hände und des großen Mundes? Manch gallig bitterer Ausspruch über Frauentreu, Weiberhirn, Ehewahnsinn stammt von Pey, dem Frauenhasser.

Niemand, der ihn je sah, vergißt den eckig schief gezogenen Mund, aus dem die kalt feixenden Worte gingen und dann stets weiterwanderten von Klub zu Klub. Niemand vergißt den kantigen Schädel, schwarzer Nasenwärmer baumelnd vor kupferrotem Gesicht, die Seglermütze frech-schief drüber gewürgt.

Also Pey — ihr werdet's nicht glauben, fürchte ich — Pey ist verheiratet, sehr, sehr verheiratet, richtiggehend, unabänderlich und wunschlos verheiratet!

Wie es gekommen? Ja, das ist — wie sollt' es auch anders sein? — fast „lögehaft to vertellen".

Kurz gesagt: er hat dem Teufel — Teufel war ja sein zartester Ehrentitel für die Frauen — er hat dem Teufel den großen Zeh (nicht den kleinen Finger) gegeben und der nahm den ganzen Kerl.

Pey war unentwegter Eigner der ranken Fünf-Quadratmeter-Jolle „Pünktchen", eines wahnwitzigen Selbstmördermöbels. Er paßte so eben hinein. Das verwegen hoch geschnittene Luggersegel fuhr er aus der Hand. Bei einer Regatta habe ich selbst ihn gesehen, die Pinne am äußersten Gabelzipfel gefaßt, Großschot um die Faust gewickelt, rittlings auf Außenbord hängend, das eine Bein im Wasser auf dem Schwert! Eine ganz verteufelte Wasserratte! An dem denkwürdigen Tage seiner Wandlung war der See ratzekahl gefegt. Fallböen und Strichbrisen knatterten nur so hinter- und übereinander, ein bißchen Regen pfiff scheußlich dazwischen.

Pey aber, mit Mütze, Shagbrösel und Siegelring kümmerlich bekleidet, spritzte draußen fröhlich unbekümmertes Zickzack. Wir alle hockten am Ufer, unter Zelte oder Persenning gedrückt, und staunten, wie er immer wieder sein Pünktchen unter die Steuergewalt und in den Wind zwang.

Was da draußen nun geschah, das muß detektivistisch schlußgefolgert werden:

Pey prescht kreuzend hin und her und sieht plötzlich durch Gischt und Regenschleier überm Bug vor sich ein anderes Pünktchen, darin ein verzweifelt armwedelndes weißes Etwas, das gerade ein Segel aus den ringsum hochklatschenden Wellen geborgen hatte. Luggerfall gerissen vermutlich.

Mit größter Eeile riskiert Pey zumindest Mastbruch, kommt aber in besessener Fahrt heil an dem fremden, halb voll geschlagenen Boot bereits vorbei.

Wie aber nun festlegen? Eine Hand hält doch die Pinne, die andere ist blaurot in die Großschot gekrampft! Ein Schlepptampen — woher nehmen? Sogar die Bodenbretter hatte er uns dagelassen.

Also im Vorüberflitzen streckt Pey, schon vorher einladend damit winkend, das unmenschlich lange Bein bordüber, — über Bord des eigenen und des fremden Bootes, von dem Ruck fällt die Kleine zwar erst einmal in ihre Badewanne, sie hält fest, ingrimmig, verzweifelt, was sie einmal hat — Peys Zeh, den großen Zeh des rechten Fußes.

Erst guckt sie noch halb verglast, dann schon intensiver. Als beide dicht neben uns an Land fegen, lächelt sie bereits ein klein wenig. Den Zeh läßt sie erst los, als sie seinen Arm fest hat.

Dann verschwinden sie in seinem Wigwam. Sie hat ihn nicht wieder losgelassen — er sie auch nicht.

Sein Mund ist merkwürdig klein geworden, so niedlich klein, als wolle er immer „Böhnchen" sagen.

Aber — na ja — wenn ihr einem Herrn begegnet, dessen rechter Schuh fünf Zentimeter länger ist denn sein Bruder (und der linke hat auch schon Numero Kindersarg): das ist Pey, Peter Paul Pey Fredrichsen, annoch und fürderhin Flitterwöchner, der ewige Flitterer.

Wenn seine Frau eingehenkelt mit ihm geht, dann betrachtet ihn nur ganz ungeniert, grüßt ihn getrost: Er sieht's doch nicht.

Bunte Chronik

* **Sturzflüge in der Kammer.** Der Umstand, daß der Mensch seinen Tätigkeitsbereich durch Eroberung der Luft zum dreidimensionalen Raum erweiterte, hat auch die ärztliche Wissenschaft vor neue Aufgaben gestellt. Da ist zunächst die Frage zu beantworten, ob die Möglichkeit, noch vor wenigen Jahrzehnten ungeahnte Geschwindigkeiten zu erreichen, Grenzen an der Leistungsfähigkeit des menschlichen Organismus findet. Noch anders liegt es mit der Geschwindigkeit des Steigens und Fallens. Denn hierbei handelt es sich zugleich um die Überwindung erheblicher Luftdruckunterschiede. Namentlich im Sturzflug ist es möglich, daß der Flieger in ganz kurzer Zeit einen erheblichen Luftdruckanstieg aushalten muß. Die hierbei hervorgerufenen Wirkungen wurden in Laboratoriumsversuchen eingehend erforscht. Man erzielte die schnelle Luftdruckänderung durch folgende interessante Anordnung: Zwei luftdichte Kammern von dreiviertel und von 43 Kubikmeter Inhalt wurden durch Röhren miteinander verbunden. Pumpte man die große Kammer luftleer und öffnete dann die Verbindung zwischen beiden, so trat natürlich in der kleinen ein plötzlicher Druckabfall ein. Umgekehrt vollzog sich der Druckanstieg mit großer Geschwindigkeit, wenn man die kleine Kammer auspumpte und Luft von normalem Druck in sie einströmen ließ.



Boshaft.



„Wenn ich mal mit meiner Frau eine Auseinandersetzung habe, schicke ich stets erst die Kinder fort."

„Ja, denen sieht man's auch an, daß sie oft an die frische Luft kommen!"

Verantwortlicher Redakteur: **Marian Hepke**; gedruckt und herausgegeben von **A. Dittmann T. z o. p.**, beide in Bromberg.